

# Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 9.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

(Fortsetzung.)

### 7. Kapitel.

Josua's Leben der Arbeit und des Strebens brachte ihm kein Lob und keine Vortheile. Hätte er sich an irgend eine der christlichen Sekten angelehnt, sich unter die Gönnerschaft der herrschenden Klasse gestellt, so würde er sein Glück gemacht haben. Da dies aber nicht der Fall war, stieß er überall auf Mißtrauen und mehr oder weniger offene Gegnerschaft. Die Polizei beobachtete ihn argwöhnisch; ja selbst die Ausgestoßenen und Gefallenen, denen er aufzuhelfen suchte, zweifelten zum Theil, ob er es ehrlich mit ihnen meine, und witterten hinter seinen menschenfreundlichen Bemühungen eine Falle.

Und war denn überhaupt von diesen Bemühungen ein nennenswerther Erfolg zu hoffen? Was nützten sie der Gesamtheit? Im besten Fall war es möglich, Einen unter Tausenden zu retten; doch was will das bedeuten, wenn 999 im Elend, auf dem Boden des Abgrunds gelassen werden? Die Verhältnisse sind in England und den übrigen „Culturstaaten“ zu weit gediehen, als daß die Privatmildthätigkeit noch von sonderlichem Nutzen sein könnte. Was noth thut, ist eine vollständige Reorganisation der Gesellschaft, dergestalt, daß eine gleichmäßige und allgemeine Vertheilung des Reichthums und Wissens ermöglicht wird. Und diese Umgestaltung muß die Arbeiterklasse durch ihr eigenes gemeinschaftliches Handeln erwirken.

Deshalb wandte sich Josua der Klassenorganisation zu, von welcher er sich mehr versprach als von der Privatmildthätigkeit. Verstehet man mich aber nicht falsch: er gab keineswegs seine persönliche Wirksamkeit unter den Armen auf und unterstützte dieselben nach wie vor so gut er nur konnte. Doch war diese Thätigkeit im Kleinen, im Einzelnen ihm nicht mehr die Hauptsache; er hatte die Ueberzeugung erlangt, daß Besserung im Großen und Ganzen ohne Organisation der Arbeiterklasse nicht zu erreichen.

Als die Internationale Arbeiterassoziation gegründet wurde, schloß er sich ihr an; er war eins ihrer ersten Mitglieder, und trug in der That wesentlich dazu bei, sie in England ein-

zubürgern. Es war einer seiner Glaubensartikel lange ehe Jemand sonst davon gesprochen, daß die Zeit für bestimmte und ausschließliche Nationalitäten vorbei ist, und daß, wenn die Arbeiter sich von den Banden, in die sie das Kapital und die Klassenherrschaft geworfen, befreien wollen, dies nur durch ihre Klassenverbrüderung in allen Ländern der Welt geschehen kann.

Soll die Arbeit frei werden, so müssen die Arbeiter mit vereinter Kraft kämpfen. Zu warten, wie Einige vermeinen, bis die Kapitalisten aus eigenem Antrieb, aus menschlichem Pflichtgefühl der Arbeit ihre Rechte gewähren, das hieße auf das tausendjährige Reich warten. Die Internationale war für Josua nicht der Ausdruck des Klassenhasses. Er träumte nicht von Barrikaden, die gebaut, von Palästen, die erstürmt werden sollten. Ihm und seinen Genossen war die Internationale eine Organisation, welche den Zweck hatte, die Arbeiter zur planmäßigen Umgestaltung der Gesellschaft zu befähigen, nicht aber die Gesellschaft in ein wahnsinniges Blutbad zu stürzen; die Arbeiterklasse durch friedliche und hochherzige Anstrengungen in den Vollgenuß ihrer Menschenrechte zu setzen, nicht aber durch Anwendung gewaltsamer und niedriger Mittel eine allgemeine Zerstörung herbeizuführen. Die Bourgeoisie verspottet des Arbeiters Streben, seine Klasse in der Welt zur Geltung zu bringen, und erblickt in den Arbeiterorganisationen eine hochverräterische Auflehnung gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Die Bourgeoisie vergißt, daß sie selbst früher dem Adel gegenüber genau in der nämlichen Stellung war, wie jetzt die Arbeiterklasse gegenüber der Bourgeoisie, und daß die politische Anerkennung der Bürgerklasse dem Adel erst abgerungen werden mußte von Männern, die ein Herz hatten für die große Wahrheit der menschlichen Gleichberechtigung und des allgemeinen gleichen menschlichen Rechts. Des gleichen Rechts — wenigstens bis herunter zu derjenigen Rubrik des Gesellschaftsblattes, in welcher ihre eigenen Namen standen.

Hinter dieser Rubrik, da, wo die Arbeiter, „die Proletarier“, anfangen, hat die Gesellschaft einen Strich gezogen, der nicht überschritten werden soll. Man fordere die Rechte und die



Anerkennung der Arbeiterklasse, und selbst die liberalsten Zeitungen schrecken zurück, und das Gespenst Jack Cade's\*) steigt vor den Augen der entsetzten Bürger auf. Männer, die in anderen Dingen den freiesten Anschauungen huldigen, wollen nicht sehen, daß der moderne Arbeiter zu dem Kapitalisten in demselben Verhältnis steht, wie der frühere Leibeigene zu dem Landeigenthümer. Der Leibeigene bebaut das Land, das seinem Herrn gehörte, für seinen Herrn. Wenn er sich im Schweiß seines Angeichts ein Leben erarbeiten konnte, annähernd so gut wie das der Schweine, die er hütete, so hatte er Alles, was nach den herrschenden Begriffen für einen Leibeigenen nöthig war. Der heutige Arbeiter ist an die Stelle des ehemaligen Leibeigenen getreten, wie der Kapitalist an die Stelle des ehemaligen adeligen Grundherrn. Der adelige Grundherr gab seinem Leibeigenen verachtungsvoll die gnädige Erlaubnis zu leben, weil er das Leben des Leibeigenen für sich selbst brauchte. Aber persönlich hatte derselbe weder Rechte noch Werth. Er war ein Ding. Ebenso macht es heute der Kapitalist. Er gibt seinen Arbeitern nur so viel, als zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft erforderlich ist, und nicht einmal das, wenn der „Arbeitsmarkt“ so überfüllt ist, daß er ohne Mühe Diejenigen, welche austreten, ersetzen kann. Seine „Hände“ sind bloß ein Theil seiner Maschinen. Mit diesen arbeiten sie zu einem bestimmten Zweck: zu dem Zweck, ihn, den Kapitalisten, zu bereichern. Dem Kapitalisten aber ist's ganz gleichgültig, ob die Arbeit mit Kummer verrichtet wird oder mit Freude, ob der Lohn für den Lebensbedarf des Einzelnen ausreicht oder nicht. Sein einziges Geschäft ist, dafür zu sorgen, daß die eisernen und menschlichen Arbeitsmaschinen ihr Pensum Arbeit auch leisten. Es ist wahr, die Arbeit der Welt muß um jeden Preis gethan werden, wenn nöthig, mit Zwangsarbeit; allein dies ist nicht nöthig, und das Kulturziel ist, die Arbeit zu allgemeiner Menschspflicht zu machen, so daß jeder Mensch, jeder Arbeiter Mensch wird, ein Mensch mit unveräußerlichen Rechten, nicht Stück einer Maschine, das erbarmungslos ausgenutzt wird, wie ein Stück Eisen. Und ein angemessener, gerechter Antheil an dem Ertrage der Arbeit ist eins der Grundrechte des Arbeiters.

Ich spreche so, als spräche ich aus mir selbst, ich wiederhole aber nur, was ich meinen Freund hundertmal sagen hörte.

Selbstverständlich war Josua ein eifriger Republikaner. Muß nicht ein Jeder, der unabhängig denkt, Republikaner sein? Der Republikanismus ist die natürliche Anschauungsweise jedes vernünftigen Menschen. Nicht, daß Josua die regierenden Herrscher durch einen plötzlichen Gewaltakt hätte beseitigen wollen, aber er glaubte, daß die Zeit nahe sei, wo die alten monarchischen Formen mitsammt der aristokratischen Abgeschlossenheit verschwinden würden, nachdem das Wesen der Monarchie bereits längst abgestorben, und daß die Republik unaufhaltsam herankomme, gewissermaßen von selbst komme — dank, zum großen Theil, unserer Monarchie selbst,\*\*)

\*) Jack Cade (sprich Dschäc Kähd), der bekannteste Führer des englischen Bauernkriegs in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Er war irischer Abkunft und stellte sich in Kent, wohin er übergesiedelt war, an die Spitze des unzufriedenen Volks. Die Aufständischen bildeten eine Art Parlament: „die Gemeinen (commons) von Kent“, welche in Beschwerdeschriften an die Regierung Abhilfe des tausendfach auf dem arbeitenden Volk lastenden Drucks forderten. Natürlich erfolglos. Vermehrt wurde die Noth noch durch die damals tobenden Kämpfe zwischen den Häusern Lancaster und York, die sich gegenseitig die Krone streitig machten (Krieg der weißen und der rothen Rose — so genannt nach den Wahrzeichen der Parteien). Zuletzt erhob sich das Volk, und Jack Cade zog mit einem Insurgentenheer 1450 in London ein; durch Verrath wurde dasselbe an der Ausnutzung des Sieges gehindert und Jack Cade in der Nähe von London meuchlerisch erschlagen. Einer unparteiischen Geschichtschreibung bleibt es vorbehalten, das Andenken dieses Volksmannes, der gleich allen besiegten Volksmännern unter einem Berge von Verleumdungen begraben worden ist, von dem Rost zu reinigen und zu Ehren zu bringen. Auch Shakespeare, der sich in seinen englischen „Königsdramen“ zum Hofdichter herabwürdigte, hat in „König Heinrich der Sechste“ (zweiter Theil) beim Verleumdungswerk wader mitgeholfen.

\*\*) Seit dem Tode ihres Mannes, des Prinzen Albert, hat die (englische) Königin Victoria sich vom öffentlichen Leben gänzlich zurückgezogen und in wirksamster Weise die Ueberflüssigkeit des monarchischen Schaugepranges demonstriert, das beiläufig in runder Summe eine Million Pfund Sterling (das Pfund gleich 20 Mark) kostet. In andern Ländern ist's bekanntlich nicht billiger.

die dem Volke gezeigt hat, daß das Königthum entbehrt werden kann, und daß die Dinge ihren gewöhnlichen Lauf gehen, auch wenn es thatsächlich nicht vorhanden ist. Josua war jedoch keiner der Republikaner, die sich in Phrasen berauschen, auf alles Bestehende blind loszuschimpfen und von jedem Mitglied der höheren Klassen voraussetzen, daß es wesentlich, wider bessere Ueberzeugung, aus Selbstsucht und Niedertracht Unrecht thue. Er betrachtete die Menschen als das Produkt der Verhältnisse, machte den einzelnen Menschen nicht verantwortlich für die Verhältnisse, und richtete sein Augenmerk vor Allem auf die radikale Umgestaltung der Verhältnisse. Persönliche Angriffe auf politische Gegner, bloß weil dieselben politische Gegner, verurtheilte er entschieden, als unwürdig, unklug, und obendrein von Unkenntniß der Verhältnisse zeugend. Dadurch machte er sich viele Feinde und wurde wiederholt der Lüge für die Sache, ja des doppelten Spiels angeklagt.

„Ihr könnt mich nicht von meinem Standpunkt vertreiben,“ pflegte er zu sagen, wenn er in unserem Club — wir hatten in London eine Anzahl von Gesellschaften und Vereinen gegründet — dadurch einen Sturm erregt hatte, daß er den Charakter eines Mannes vertheidigte, dessen Handlungen von ihm selbst vorher angegriffen worden waren. „Ich behaupte, daß wir durch diese kindischen Persönlichkeiten unserer Sache schaden und uns selber nur herabsetzen. Was wir zu thun haben, ist, die Richtigkeit unserer eigenen Prinzipien zu beweisen und das Falsche, das Gemeinschädliche der Prinzipien unserer Gegner hervorzuheben. Wir müssen mit ehrlichen Waffen kämpfen und dem ehrlichen, offenen Gegner nicht die Anerkennung seiner Ehrlichkeit verweigern, sie aber auch für uns fordern. Wenn wir in den Augen der herrschenden Klasse Diebe und Räuber sind, und wenn wir unsere Gegner persönlich für Diebe und Räuber halten, wie ist dann eine Verständigung möglich? Wie ist dann der furchtbaren Barbarei eines Vertilgungskampfes auszuweichen?“

Bei einer solchen Gelegenheit kam es zu ernstlichem Streit. L., einer jener fanatischen Menschen, die an die Ehrlichkeit eines Gegners nicht glauben können und deren Eifer sie zu den heftigsten Schmähungen gegen Jeden verleitet, der nicht mit ihnen übereinstimmt, erhob sich, klagte Josua an, ein heimlicher Verräther zu sein und beantragte seine Ausstoßung aus der Gesellschaft. Mehr als Einer aus dem Rath blickte bedenklich drein und schien dem Vorschlage nicht abgeneigt, da erhob sich Florens und ergriff mit solchem Nachdruck die Partei Josua's, daß die Unzufriedenen zum Schweigen gebracht wurden. Selbst der dünnstimmige kleine Mann, der Josua angeklagt hatte, und dessen Ehrgeiz es war, als der Kobespierre der Gesellschaft angesehen zu werden — als der „Unbestechliche“, der weder durch Furcht, noch durch Günst zu erschüttern war — selbst er verstummte. Denn Florens war unser Held und er liebte Josua.

Das war zu der Zeit, wo er als Flüchtling hier lebte, hauptsächlich mit Studien auf dem Britischen Museum\*) beschäftigt, und sich durch seinen Opfermuth, seine Würde, den Ernst seines Lebens die Liebe und Bewunderung Aller erwarb, die ihn kennen lernten. Ich erwähne dies im Vorbeigehen als einen schwachen Protest gegen die Art und Weise, wie man nur zu oft von einem der edelsten Menschen, die jemals gelebt haben, zu sprechen beliebt, einem Menschen, nicht weniger edel als Delescluze, sein Bruder im Märtyrertum — als Protest gegen die Art und Weise, wie selbst Solche reden, die es besser wissen müßten und es auch besser wissen, die es aber für politisch halten, mit dem Strom zu schwimmen und Diejenigen zu verfluchen, welchen das Glück nicht gelächelt hat.

Durch seine Stellung in der Internationalen und in andern politischen Gesellschaften, die unter den Arbeitern weit verbreiteter sind, als die oberen Klassen sich es träumen lassen, kam Josua in vertraute Beziehungen zu vielen bedeutenden und mehr oder weniger vortheilhaft bekannten Männern. Es waren Männer von allen Sorten, der läppische, schaumspitzende Phrasendresler, dessen Triebfeder Eitelkeit ist; der heißblütige, rücksichtslose Agitator, dem es gleichgültig ist, wer und was dabei zu Grunde

\*) Der Hauptbibliothek Englands.



geht, wenn nur das Volk in Aufregung, in Bewegung gebracht wird; der verbissene, beschränkte Feind aller besser und höher Gestellten, der Die, welche über ihm stehen, zu sich herabziehen, nicht aber Die, welche unter ihm sind, zu sich erheben möchte; der ehrliche Demokrat, der bereit ist, alle unbedeutenden Meinungsverschiedenheiten und Streitpunkte in dem Streben nach dem einen großen Ziel aufgehen zu lassen, und der mit Freuden Gut und Leben hingeben würde für das Beste seiner Sache und Klasse, der aber blind wie ein Maulwurf ist in Bezug auf die Wahl der Mittel — alle waren vertreten. Josua kannte sie Alle und ließ Alle gelten mit seiner umfassenden, weitherzigen Menschenliebe und Duldsamkeit, durch welche er sich auszeichnete. „Es sind gute Elemente, die nur schlecht gemischt sind, pflegte er zu sagen. Heißt es nicht mit Recht, Schmutz ist nur nützlicher Stoff am unrechten Platz? Kein Zweifel, diese Männer würden als Führer verderblich sein, weil am unrechten Platz — aber wenn man sie an den richtigen Platz stellt, werden sie nützlich sein. Auch für den vollkommensten Menschen gibt's eine nützliche Verwendung, geschweige denn für diese Männer, die immerhin über das Durchschnittsmaß moralischer und geistiger Bildung emporragen.“

Diese Anschauungsweise Josua's wurde die Ursache, daß er sich mit dem Hauptführer der Londoner Sektion veruneinigte. Dieser war ein Purist, der das Unkraut unerbittlich ausrotten wollte. Josua dagegen meinte, viel von dem Unkraut sei nur auf schlechten Boden gesät, verkümmerter Weizen, den man nicht wegwerfen dürfe; er glaubte an die größere Macht des Guten als des Bösen. Er bekämpfte jene engherzige Parteifektiverei, die stets in einem und demselben Geleise steckt, schablonenmäßig denkt, fühlt und handelt. Besonders lebhaft eiferte er gegen die Thorheit, Jedem, der nicht Arbeiter im engeren Sinne des Worts ist, die Fähigkeit acht demokratischer, sozialistischer Gesinnung abzusprechen. „Es heißt das in den Fehler der Gegner verfallen, an die Stelle eines Klassenvorurtheils ein anderes setzen. Was wir wollen, ist nicht, die besitzende Klasse von der Herrschaft verdrängen und die arbeitende Klasse auf den Thron setzen — wir wollen überhaupt keine Herrschaft, keine Throne. Unsere Sache ist nicht eine Kastensache, sie ist Menschheitsache. Und darum ist jeder Mensch, der dieses begriffen hat, zur Mitwirkung berufen, welcher Klasse er auch angehöre.“

Das ungefähr waren seine Worte in der Sitzung, wo er den Zorn jenes Puristen erregte. Flourens war augenblicklich nicht

in London, sonst wäre der Bruch vermieden worden. — Josua zog sich indeß nicht zurück; und obgleich er vorläufig mit seiner Anschauungsweise nicht durchbringen konnte, so hatte er doch nach wie vor Einfluß in der Gesellschaft.

Lebte er noch, mein armer Freund, er wäre auch noch Mitglied der Internationalen, so wie ich es bis zum heutigen Tage bin, und es mit Stolz bin. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich bei diesen Debatten auf Josua's Seite stand. Es ist verkehrt, Menschen deshalb der Schlechtigkeit zu zeihen, weil ihnen durch die Verhältnisse, in denen sie leben, Anschauungen eingegeben wurden, die den unfrigen entgegengesetzt sind und sie zu unseren politischen Gegnern machen. Der Regel nach verfechten die Menschen nicht eine Sache, die sie für schlecht halten. Die ungeheure Mehrzahl Derer, die für die schlechteste Sache kämpfen, thun es, meiner Ueberzeugung nach, in gutem Glauben. Man nehme den stöckreaktionärsten Junker, den geldprozigsten Fabrikanten — wenn Jener das Volk, welches sein Recht verlangt, niederschießen läßt, wenn Dieser eher seine Fabrik schließt und Hunderttausende zum Fenster hinauswirft, als daß er seinen „Händen“ ein paar Pfennige mehr Lohn gibt, so glauben sie unzweifelhaft im Recht zu sein. Die Menschen, welche uns wider besseres Wissen anfeinden, sind vergleichungsweise selten, wenn auch leider noch immer viel zu häufig, und diese Verächter an ihrer eigenen Ueberzeugung sind freilich der Auswurf der Menschheit und verdienen in vollstem Maße den Haß und die Verachtung des Volks. Es ist ein Unglück, daß die Anhänger der verschiedenen Parteien einander so falsch beurtheilen, so falsche Vorstellungen von einander haben. Kennen unsere Gegner die Sozialisten, die „Umsturz männer“, die „Revolutionäre“, die „Bluthunde“, so würden sie finden, daß dieselben, mit wenig Ausnahmen, achtungswerthe Charaktere sind.

Weg mit den Persönlichkeiten! Der Prinzipienkampf soll und muß ausgekämpft werden; aber er kann es nur auf dem Boden des Prinzips. Da die Prinzipien in Personen verkörpert sind, ist der Prinzipienkampf allerdings bis zu einem gewissen Grade ein Personenkampf, aber die kämpfenden Personen sollen das prinzipielle Kampfobjekt nie vergessen. — Bisher ist es nie geschehen und ich zweifle manchmal, ob es überhaupt möglich ist. Allein das weiß ich: wenn es geschähe, würden uns fürchtbare Katastrophen erspart, würde das „blutige Chaos“ vermieden werden, das unseren Gegnern als Schreckgespenst vor schwebt. (Fortsetzung folgt.)

## Der Mensch.

Von J. Most.

### III.

„Den wahren Ursprung des Menschen erkaunt zu haben, ist für alle menschlichen Anschauungen eine so folgenreiche Entdeckung, daß eine künftige Zeit dieses Ergebniß der Forschung vielleicht für das größte halten wird, welches dem Menschen zu finden beschieden war.“  
Schaaushausen.

Einst galt es für ausgemacht, daß die Erde das Centrum der ganzen Welt sei, und dies stimmte vollkommen zu der biblischen Erzählung, nach welcher erst „Himmel und Erde“ und nachher „Sonne, Mond und Sterne“ „geschaffen“ wurden. Kopernikus, Keppler, Galilei und Andere haben diesen Unsinn gründlich abgethan, so zwar, daß allenfalls noch Leute wie Knaak sich vor aller Welt durch sonnenschieberische Behauptungen lächerlich machen können, in jeder Dorfschule aber darüber mindestens geschwiegen werden muß. Die nämliche Rolle, welche aber verkehrterweise der Erde gegenüber der Welt angedichtet worden war, die nämliche Rolle haben unsere Fabeldichter dem Menschen gegenüber der Erde zugetheilt. Er soll „Herr der Erde“ sein, während alles Uebrige nur zu seinen speziellen Zwecken da ist! Man sollte denken, ein achtjähriges Kind müßte das Unsinnige dieser Annahme einsehen, denn es bemerkt in seiner nächsten Umgebung so Vieles, was den Menschen nicht nur nicht erfreut, sondern ihm äußerst lästig fällt. So einfältig indeß die Hypothese ist, so schwer fällt es der modernen Wissenschaft, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Freilich sind die diesbezüglichen Thatsachen, wie sie durch die neuesten Forschungen fest-

gestellt worden, so schlagend, daß man erwarten darf, sie werden endlich den Annemmärchen das Lebenslicht ausblasen.

Das Alter der Menschheit wird von den Juden und Christen auf ungefähr 6000 Jahre angegeben, und wenn vielleicht auch schon in sehr früher Zeit Mancher in diese Jugend der Welt gelinde Zweifel setzte, so war es doch nicht leicht, unwiderlegliche Gründe ins Treffen zu führen. Was die eigentliche Geschichte anlangt, so wird sie — von ihrer allgemeinen Ungenauigkeit ganz abgesehen — desto verschwommener, je weiter man in ihre zurückblättert. Und was vor circa 3000 Jahren passirte, das schwebt schon völlig im Dunstkreise der Sagen. Dennach kann uns die geschriebene Historie über die ältere Vergangenheit gar keinen Aufschluß geben und wir müssen ihn anderswo suchen: wir müssen die Erdoberfläche durchwühlen! Dies leuchtete bereits vor längerer Zeit manchen Wissensdürstigen ein; sie suchten und fanden Allerlei, was auf ein äußerst hohes Alter des Menschengeschlechts hindeutete, so namentlich ganz rohe Werkzeuge in bedeutender Tiefe; aber das Vorurtheil verachtete derartige Bestrebungen.

Erst im Laufe dieses Jahrhunderts, wo immer zahlreichere Forscher immer eifriger sich der Sache annahmen, gelang es, den





Sinoretto am Sterbebett seiner Tochter.



hartnäckigen Widerstand zu brechen. Es wurden nämlich fast in allen Theilen der Welt, in Deutschland, Belgien, England, Frankreich, Italien, Spanien, wie auch in Asien, Amerika und Australien Höhlen entdeckt, in denen nicht nur Ueberreste von Menschen- und Thierknochen sich vorfanden, sondern auch allerlei Geräthschaften, aus denen der Kulturzustand ihrer einstmaligen Besitzer zu erkennen war. Die Thierknochen rührten größtentheils von sogenannten vorweltlichen, jetzt ausgestorbenen Thieren her, wie z. B. vom Mammuth, vom Höhlenbären, vom Riesenhirsch, vom Auerochse u. s. w., und waren meist gespalten, was darauf schließen ließ, daß das Mark den Menschen zur Speise diente. Die Geräthschaften waren in der Regel aus Stein und ganz grober Natur: Aexte, Hämmer, Messer u. dgl.; auch fanden sich hie und da Scherben von rohen Töpferwaaren und verschiedene Werkzeuge aus Knochen; mitunter sogar Zierrathen, was an den

mannichfaltigen darauf angebrachten Kratzleien zu erkennen war. Endlich fehlten auch angebrannte Knochen und die Ueberreste von Holzfeuern nicht.

Am meisten Aufsehen erregte die Entdeckung der Höhle von Aurignac im südlichen Frankreich, in welcher 17 menschliche Skelette vorgefunden wurden, und die durch einen großen Sandstein verschlossen war. Bei genauerer Untersuchung stellte es sich heraus, daß die Höhle als Begräbnißplatz gedient hatte, während deren Vorplatz zum Abhalten von Leichenschmäusen benutzt worden sein muß. Denn es fanden sich da Lager von Asche und Holzkohlen, große Mengen thierischer Knochen und Bruchstücke von primitiven Werkzeugen aus Feuer- oder Flintstein u. s. w. Hinsichtlich des Alters dieser Höhle weicht die Schätzung der Gelehrten zwischen 50,000 und 100,000 Jahren vor der jetzigen Aera auseinander; auf jeden Fall spottet das Alter dieses seltsamen



Hebert. Originalzeichnung. (Siehe Seite 80.)

Ortes allen landläufigen Traditionen und auch den älteren gelehrten Spekulationen, welche in der Behauptung gipfelten, daß sich die Erde seit etlichen Tausend Jahren in einem Zustande der Ruhe befinde und erst seit dieser Zeit lebende Wesen beherberge, während vorher lauter Umwälzungen stattfanden. Nun ist es zwar richtig, daß die Oberfläche der Erde sehr veränderlich ist, so daß heute die Meereswogen ihr Spiel treiben, wo einst Festland war, und umgekehrt Berg und Thal sich ausbreiten, wo sich ehemals Fische tummelten; diese Veränderungen sind aber nicht plötzlich und gleichzeitig auf allen Seiten der Erde eingetreten, sondern nach und nach. Es hat z. B. da und dort großartige Ueberschwemmungen u. dgl. gegeben, unmöglicher Weise jedoch eine sogenannte allgemeine „Sündfluth“.

Solche Höhlenfunde waren indeß allein noch nicht im Stande, das Vorurtheil des geisteslahmen Gedanken-Schlenbrians zu brechen; an dem Alter der Grotten selbst war nicht leicht zu rütteln; allein man erklärte, die Knochen etc. seien bei Gelegenheit von Ueberschwemmungen aus viel jüngerer Zeit zufällig an jenen Orten zusammengespült, und stützte sich dabei hauptsächlich darauf, daß in den Erdschichten selbst in entsprechender Tiefe nichts vorgefunden worden sei, was mit dem Menschen in Verbindung gebracht werden könne. Die Wissenschaft indessen, weit entfernt, sich durch die Hartnäckigkeit der Fortschrittsfeinde beirren oder entmuthigen zu lassen, griff die Einwendungen auf und betrachtete sie als Fingerzeige für das weiter einzuschlagende Beweisverfahren. (Fortsetzung folgt.)



## Rinaldowsky.

Eine moderne Räubergeschichte von A. Otto-Walster.

## VII.

Die schöne Erde, auf welcher wir, wenns hoch kommt, achtzig Jahre zu leben haben, wird von mancherlei Ungeziefer bewohnt, und auf demselben Boden, auf dem die duftige Mairose erglüht, nährt sich auch die Giftpflanze. Wer aber wollte entscheiden, ob die Giftpflanze so schlimm geartet, weil ihr die Rose alle edlen Stoffe entzogen, oder ob die Rose so schön deshalb, weil das Giftkraut alle schlimmen Stoffe in ihrer Nähe absorbiert?

Der Mensch schafft Ordnung in der organischen und unorganischen Welt, er bildet und pflügt, schützt und bereitet vor, er reißt das Unkraut aus dem Garten, um den Nutz- und Zierpflanzen Luft, Licht und Raum zu schaffen; er vernichtet das Ungeziefer und allerlei Raubthiere, aber in seinen Gesellschaftseinrichtungen ist er über die rohesten Anfänge einer Ordnung trotz aller Kultur nicht hinausgekommen. Nur wer ganz plump und roh an den gesetzlichen Schranken und Zäunen rüttelt, verfällt dem Gesetz, und es sind gerade diese Unholde oft ganz gut organisierte Naturen, denen nur die Pflege fehlte, welche an andere überreichlich verschwendet wurde. Wie viel Verbrechen werden aber begangen, für welche es keine Strafe gibt, obwohl sie nicht selten scheußlicher sind als solche, welche man bestraft! Im Allgemeinen muß man doch annehmen, daß die Vernichtung der Existenz eines ehrlichen Menschen mit zu den größten Verbrechen zählen muß, trotzdem gibt es eine Unzahl von Handlungen und Verfahrensweisen, welche solche Vernichtungen im Gefolge haben, aber weder bestraft werden noch allgemeine Verachtung nach sich ziehen. Rinaldowsky hat zwar niemals nach einem Ehrenamte gestrebt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er je nach seinen Fähigkeiten und weit über deren Werth hinaus bei einiger Anstrengung dergleichen „Ehren“ämter in Hülle und Fülle erlangt hätte, wie so mancher Andere, der sich später als Betrüger und Schurke gänzlich entpuppte. Und was thut dieser Mensch? Er arbeitet unter dem Schutz und mit Zuhilfenahme der Gesetze und ihrer bestellten Organe an der Ausbeutung seiner Mitmenschen bis zu deren gänzlicher Ruinirung, und Niemand steht auf und sagt: „Hier ist Schurkerei,“ weil wegen dieses Wortes jedes Gericht ihn verurtheilen würde. Wahrlich, es ist hohe Zeit, daß die Völker anfangen, einander durch vernünftige Einrichtungen in ihrem Innern zu befreien.

Wir finden das neueste Opfer des Herrn Rinaldowsky wenige Tage später in derselben Stimmung, welche Shakespeare in dem unsterblichen Monologe Hamlet's, beginnend mit den Worten: „Sein oder nicht sein?“ so meisterhaft geschildert. Wie ihm von vertrauten Freunden mitgetheilt worden, hat er in Folge des Räuberakts jenes Menschen für die nächsten Tage eine Vorladung vor das Militärgericht zu erwarten, und das Ergebnis der Untersuchung ist zweifellos: Cassation, Verlust der Stellung, der Existenz, der Ehre!

Ueber dem Schreibtisch hängt der Revolver, auf dem Tische liegt Etwas, was ihm mehr Schmerz und Seelenangst bereitet hat, als ihm das Mordwerkzeug bereiten kann, schriftlicher Abschied von einer in ihren Kindern nur lebenden Mutter, von einem ernst und rechtlich denkenden, treu sorgenden Vater, und von innig theilnehmenden Geschwistern.

Diese Qual ist überstanden, die letzte ist die schrecklichste. Kopf, Hand und Herz sträuben sich, ihren Dienst für einen solchen Abschied zu thun. Denn wenn er die Worte geschrieben: „Meine herzige Jessy,“ dann tritt die liebliche Gestalt deutlich vor seine Augen, ihr goldenes Haar glänzt in warmen Sonnenwellen, die schönen Augen senken sich tief in die seinigen und tauchen hinunter bis an sein Herz. Und die süßen Klänge ihrer Stimme klingen vernehmlich und sagen: „Was Sie auch zu ertragen haben, was Ihnen auch zustossen mag, denken Sie nicht bloß an sich, sondern vor Allem an die Nothwendigkeit, daß Sie sich mir erhalten; ich müßte sterben, wenn Sie von mir gingen!“ Himmlische Worte, heilige Worte, wenn es etwas Heiliges auf Erden gibt, sind die, welche aus einem begeisterten Herzen rein und

unberechnet hervorströmen. Ihre Macht ist eine zauberhafte. Wie oft ein einziger Sonnenstrahl den Grau in Grau gezeichneten Himmel mit wunderbar schönen Farbentönen erstrahlen läßt, so läßt ein schöner Gedanke, eine leuchtende Idee, ein gutes Wort im Geistesleben der Völker wie in dem der Einzelwesen neues Leben, schöneres Streben entstehen.

Und auch in unseres unglücklichen Helden Seele leuchtete es mit einem Male, Nebel zerstreuet.

„Wie?“ rief er, das Papier wegwerfend, „eine Geldeintreibemaschine, wie jener Rinaldowsky, sollte in meinem Geiste obliegen über die mahnenden Bitten meines Engels? Ich kann auch leben ohne Uniform, ich habe Etwas gelernt. Die Weinen schätzen den Menschen höher als das Kleid, und sie, wenn sie das Kleid mehr liebte, nun, dieses Kleid kann sie vielfach wiederfinden, der Schneider macht davon so viel, als ihm bezahlt wird. Für mich freilich fällt mit der Kleidung auch die Stellung, aber noch bin ich jung.“

Schnell hatte er die Briefe an die Seinen zerrissen und einen anderen an deren Stelle vollendet. Nun schrieb er an das Ministerium kurz und bündig. Er wußte, daß da andere Begriffe von Ehre herrschten, als vor dem Forum der unbefangenen, reinen Vernunft, aber er vertheidigte sich in seinem Schreiben, als hätten beide Anschauungen da zu urtheilen.

Und nun schrieb er an die Geliebte:

„Theuerste Jessy!

Das Verhängniß, welches Ihr besorgtes Herz ahnte, ist hereingebrochen und konnte trotz Ihres freundlichen Opfers nicht abgewehrt werden. Der Offizier ist zu Grunde gegangen, aber der Mensch steht heute noch ehrenhaft und unbefehmt da, es handelt sich für ihn nur um ein neues Ringen im Kampf ums Dasein und dabei um — eine zeitweilige Trennung. Ein Wort der Aufmunterung, von Ihren lieben Lippen gesprochen, würde mich mit neuer freudiger Kraft erfüllen zu neuen Thaten und zu neuem Leben. Doch wie es auch kommen mag, treu bis zum Tod bleib' ich, so lang Sie wollen

Ihr

Franz.“

Und an den Vater der Geliebten schrieb er die Worte:

„Herr Obrist!

Lange bevor ich in einer glücklichen Stunde Fräulein Jessy kennen lernte, nöthigte mich die finanzielle Bedrängniß eines theuren Freundes, bei dem es sich um Ehre und Leben, fast wie bei mir in Folge dessen, handelte, Verpflichtungen einzugehen und mit einem Ehrenschein zu decken, den ich nun zwar eingelöst, aber nicht so früh, daß ich dem Wucherer die Möglichkeit abschneide, meine Familie und mich mit hämischen, ehrenrührigen Ausdrücken zu verletzen, deren Zurückweisung den rachsüchtigen Mann veranlaßte, mich bei meiner Behörde zu denunziren. Um den Schritten, die darauf folgen dürften, zuvorzukommen, habe ich mein Entlassungsgesuch eingereicht und will sehen, was ich sonst Nützlichendes auf Erden schaffen kann, da ich mich bemüht habe, etwas mehr zu lernen, als ein Offizier unumgänglich zu seinem Berufe bedarf. Da ist nun eine Trennung geboten, die mir um so schmerzlicher, als ich nicht weiß, wie lange sie dauern muß.

Sie könnten vielleicht denken, daß ich mich bemühe, mit beschönigenden Worten Schlimmeres zu verhüllen, deshalb nenne ich Ihnen den Namen des Mannes, der Schuld trägt an dieser meiner Lebenswendung. Er heißt Rinaldowsky. Die Stadt kennt ihn, ich lernte ihn zu spät kennen. Mein Reiseziel wird ein weites sein. Mich zieht's nach dem jugendstarken Lande, dessen würdiger Bürger Sie sind, da wird man einen gründlich unterrichteten Ingenieur vielleicht besser brauchen können, und da darf ich vielleicht hoffen, Ihnen früher wieder unter die Augen treten zu dürfen. Inzwischen nehmen Sie herzlichsten Dank für Ihre Rücksicht und stets freundliche Aufnahme.“



So war Alles geordnet. Und der junge Offizier reiste nach einer benachbarten Provinzialstadt, wo der Truppenkörper in Garnison lag, dem er angehörte und von dem er kürzlich zum Generalstab kommandirt worden. Man empfing ihn dort ziemlich kühl, man hatte schon gehört, und auf besondere Theilnahme hatte er um so weniger zu hoffen, als seine Berufung zum Generalstab nicht ohne Reid empfunden worden. Er hatte Urlaub nur auf einige Tage erhalten, pünktlich kehrte er in die Residenz zurück — mit was für Gefühlen! Wenn er auf seinem Wege vom

Bahnhose ab von ferne einen Degen klirren hörte, wich er beiseite in den Schatten der Häuser oder der Bäume. Sonst und jetzt!

Vor der zeitigen Einkehr in seine bescheidene Wohnung schreckte es ihn auch ab, zu schrecklich waren ihm die stummen Zeugen seiner zeitweiligen Geistesverwirrung, der sein Gemüth ja jetzt noch nicht so fern stand, und darum suchte er dieselbe Ecke in der freundlichen Weinstube, in welcher er auch diesmal des Doktor Hauderer Humorquelle über Welt, Leben und Zeit lustig plätschern hören konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Fingerzeige zum gesunden Leben.

Von H. B.

### 1. Die Schädlichkeit des Kohlendunstes. (Schluß.)

Dies wird erst dann möglich sein, wenn aus den Beobachtungen praktischer Aerzte nicht allein Material zu einer Statistik der plötzlichen durch Kohlendunst verursachten Todesfälle, sondern auch des Siechthums und derjenigen Krankheitsdispositionen geliefert wird, mit welchen die langsame Einwirkung des Kohlenoxydgases die Menschen heim sucht. Man schiebt das Schreien und die Schlaflosigkeit des nahe dem Ofen gebetteten Säuglings „dem Zahnen“ in die Schuhe, die blasse Farbe, das Abmagern und die Mattigkeit des ältern Bruders „den Würmern“, dem „vielen Lernen“ oder „den Stropheln“; die Mutter meint, vom Nachwachen und von den vielen Sorgen ganz wir im Kopf zu werden; und der Vater klagt, er müsse sich „erkältet“ haben, eine solche Wüthheit und solches Brennen habe er im Kopf und dabei schlechte Verdauung und häufige Uebelkeit. So lautet das gewöhnliche Urtheil, und sehr schwer ist es, die Betreffenden zu überzeugen, daß ihre Leiden doch ganz andere Ursachen haben. Wessen Aufmerksamkeit aber erst auf den Kohlendunst als krankmachenden Faktor gelenkt worden ist, der findet sehr bald, daß in den allermeisten Fällen die genannten und zahlreiche andere Leiden der Einwirkung des Kohlendunstes entweder ausschließlich oder im Zusammenwirken mit andern krankmachenden Ursachen ihre Entstehung verdanken.

Wie, müssen wir jetzt fragen, verhält sich dem gegenüber die berufene Hüterin des öffentlichen Wohls, die Staatsbehörde mit ihren verschiedenen Organen, der Exekutiv-, der Sanitäts- und der Baupolizei, wie ihre Auftraggeberin, die heutige bürgerliche Gesellschaft? Dies, lieber Leser, wollen wir jetzt untersuchen.

Wenn man die Aufgabe hat, einen Uebelstand zu bekämpfen — und ich denke, die Sanitätspolizei hat diese Aufgabe in Bezug auf die Kohlendunst-Unglücksfälle und Erkrankungen —, so kann man nur dann auf Erfolg rechnen, wenn man die Umstände verhütet, unter denen sich das Uebel entwickeln kann, im vorliegenden Falle also der Entstehung von Kohlendunst und dem Eintritt desselben in den Raum, wo Menschen athmen, vorbeugt. Nun entsteht der Kohlendunst allerdings meistens durch zu frühzeitigen, wenn auch nur theilweisen Verschluß der Ofenklappen. Es bildet sich dann mehr Kohlenoxydgas, dasselbe findet im Ofen nicht Raum und entweicht durch Spalten und Ofenthüre in das Zimmer. Aber er entsteht auch auf andere Weise. Häufig ist das Rohr durch Ruß verstopft oder der Ofen schadhaft, schlecht verkittet, hat Risse und Löcher, die Röhren, besonders die eisernen, sind alt, dünn und löcherig geworden und passen nicht mehr dicht in einander, ebenso die häufig vorhandene eisernen Ringe. Wird ein solcher Ofen geheizt, so tritt zwar stets eine gewisse Menge Kohlendunst ins Zimmer, ganz besonders stark ist dies aber der Fall, wenn der Ofen außerdem auch nicht ordentlich gereinigt ist und deshalb schlechten Zug hat. Auch Holzgegenstände erzeugen, wenn sie sich dem Ofen zu nahe befinden, giftige Dünste und entwickeln Kohlenoxydgas, auch schon bevor sie sich bräunen, so namentlich Balken, Rahmen, Holztafelung an Thüren und Wänden, Schränke und zum Trocknen auf den Ofen gelegtes Holz. Auf diese Weise kann schon lange Zeit eine Bildung von Kohlenoxyd stattfinden, das Holz kann selbst anfangen zu verkohlen, ehe es bemerkt wird, da wegen des Anstrichs die Bräunung des Holzes oft nicht gesehen werden kann. Die über Bädereien gelegenen Wohnungen sind besonders in dieser Weise gefährdet. Wenn die

Ofenthüren schlecht sind und durch herausfallendes Brennmaterial die Dielen ansengen, können sich auch beträchtliche Mengen von Kohlendunst im Zimmer bilden. Dies kann auch eintreten, wenn durch Windstöße der Rauch durch den Schornstein ins Zimmer getrieben wird. Das Plätten (Bügeln) ist ebenfalls eine häufige Gelegenheit zur Bildung von Kohlenoxyd resp. Kohlendunst, wenn auch bei vorsichtigem Verfahren in geringer Menge. Plätterinnen sollten nie bei ganz geschlossenen Fenstern arbeiten. Da sie dies der Regel nach versäumen, klagen sie meist über Kopfgicht, häufige Uebelkeit etc., ganz besonders aber, wenn sie Plätt-eisen mit Selbstheizung benutzen; diese sind die gefährlichsten, weil bei ihnen aller entwickelte Kohlenrauch im Zimmer bleibt. Die in Neubauten zum schnellen Trocknen derselben aufgestellten Coaksöfen entwickeln massenhaft Kohlendunst; die Arbeiter, die gezwungen sind, sich in der Nähe derselben aufzuhalten, haben dann oft sehr darunter zu leiden. Aber schon durch die Wandung jedes eisernen Ofens strömt — wie durch die Versuche von Trost und Deville festgestellt — wenn dieselbe glühend ist, Kohlenoxydgas. Besonders viel haben vom Kohlendunst die Bergleute zu leiden. Erstens entwickeln viele Kohlengruben schon von selbst schädliche Gasarten, die bei unzureichender Ventilation für die Bergleute oft tödtlich werden. Dann bildet sich durch Inbrandgerathen der Holzverzimmerungen in den Grubengängen zuweilen gefährlicher Kohlendunst, der manchmal erst nach längerer Zeit entdeckt wird und von den Bergleuten unter dem Namen „Brandwetter“ gefürchtet ist. Auch die bei Sprengungen in den Minen sich anhäufenden Verbrennungsgase des Sprengpulvers enthalten — wie Prof. Polek in Breslau nachgewiesen — beträchtliche, der Gesundheit schädliche Mengen Kohlenoxydgas.

In Vorstehendem sind die hauptsächlichsten — aber lange noch nicht alle — Entstehungsgelegenheiten des Kohlendunstes angegeben. Du wirst nun, lieber Leser, fragen: was haben die Behörden gethan, was thun sie, um den durch Kohlendunst verursachten Unglücksfällen und Erkrankungen vorzubeugen? Ich weiß darauf weiter nichts zu antworten, als: das Polizeipräsidium in Berlin und einige andere Regierungsbehörden, z. B. der Hamburger Senat haben „Warnungen“ in den Amts- und einigen anderen Blättern erlassen, die Ofenröhren nicht zu früh zu verschließen, weil dadurch schon häufig Unglücksfälle vorgekommen sind. Das ist Alles, was von dieser Seite aus gesehen ist. — Wir haben oben gesehen, daß die Ofenklappen, schadhafte Defen, Ofenthüren, eiserne Röhre und Ringe, Glühendwerden der eisernen Defen und zu große Nähe von Holzgegenständen die meisten Kohlendunstvergiftungen herbeiführen. Läge es nun nicht nahe genug, der Bauordnung, die über ganz unwesentliche Dinge lange Bestimmungen enthält, einen Paragraphen einzufügen, der etwa lautet:

„An keinem zur Heizung dienenden Ofen darf eine Vorrichtung zum Verschluß des Rohres angebracht sein. Der Besitzer des Hauses ist hierfür verantwortlich, sowie für den guten Zustand dieser Defen, für den luftdichten Verschluß der Ofenthüren, der Röhren und Ringe, für die gehörige Reinigung der Defen, für genügende Entfernung der Balken und Holzrahmen vom Ofen, sowie dafür, daß nur solche eiserne Defen zum Heizen benutzt werden, welche durch Bervielfältigung der Wände eine Garantie gegen das Glühendwerden des Heizrohrs bieten.“



Ergielte eine derartige Bestimmung Gesetzeskraft und würde durch eine wachsame, unangemeldete und dauernde Controle der Heizeinrichtungen für genaue Beobachtung derselben gesorgt, 90 Procent der jetzt fortwährend vorkommenden Kohlenoxydvergiftungen wären unzweifelhaft von vornherein vermieden. Dies ist so einfach, daß es einem Kinde einleuchten muß. Auch wird durch luftdichten Verschluß der Ofenthüren, bei sonstigem guten Zustande des Ofens, die Entweichung der Wärme ebenso wirksam verhindert, wie durch Klappenverschluß des Rohres. Leider sind die Kinder keine Gesetzgeber und Sanitätsbeamte, und daher geschieht von alledem gar nichts. Wohl kümmert sich die Behörde mit einer peinlichen Aengstlichkeit um viele Dinge, die dem schlichten Menschenverstande höchst unwesentlich erscheinen. Wenn bei Revision einer Apotheke — die allerdings fast immer schon einige Zeit vorher dem Besitzer angezündet wird — ein Gefäß mit Bleiweiß oder Kupfervitriol oder Höllestein vorgefunden wird, dessen Schild nicht mit einem rothen Rande versehen ist, so schreibt der Revisor ein seitenlanges Protokoll über den fehlenden rothen Rand, und die Regierung gibt dann dem Apotheker auf, schleunigst den rothen Rand anzubringen, und diktiert ihm eine Nachrevision zu. Man könnte hier wohl sagen: „Difficile est satyram non scribere“ (es ist schwer, keine Satyre zu schreiben), wenn nicht die Sache zu ernst wäre. Weil vielleicht ein Apothekerlehrling ein nicht rothberändertes Gefäß voll Bleiweiß mit einem solchen voll Magnesia verwechseln könnte — obgleich das sehr unwahrscheinlich ist —, wird der ganze Regierungsapparat in Bewegung gesetzt, um zu bewirken, daß in allen Apotheken der preussischen Monarchie — wie es anderwärts ist, weiß ich nicht — die Bleiweißgefäße mit rothen Rändern versehen sind, damit sie nicht mit Gefäßen unschädlicheren Inhalts verwechselt werden können. Daß aber Jahr für Jahr viele Hunderte von Menschen durch schlechten, aber verbesserungsfähigen Zustand der Ofen ums Leben kommen und Millionen Menschen dadurch krank und siech werden, das schiebt keine Bureantraten und national-servile Gesetzgeber.\* Hätte man da wohl Unrecht,

\* Wie sich die Aufmerksamkeit der Behörden oft auf ganz unwesentliche Dinge concentrirt und wirklich beachtenswerthe unbeachtet läßt, dafür könnten noch zahlreiche Beispiele angeführt werden. Hier nur eins. Quecksilberublimat muß in den Apotheken und Droguenhandlungen unter doppeltem Verschluß gehalten werden, und bei Revi-

wenn man behauptete, ein Regierungsapparat, welcher sich so unfähig zeigt, bestehende, so leicht aus dem Weg zu räumende Uebelstände zu bekämpfen, beweiße dadurch, daß seine Existenz selbst das größte Uebel ist? Aber diese völlige Unthätigkeit seitens der Behörden hat auch Unthätigkeit und Gleichgiltigkeit seitens der direkt Beteiligten zur Folge. Weil keine Behörde die Hauswirth zu anhängt, wollen diese nur in den seltensten Fällen Verbesserungen an den Ofen anbringen lassen: das können ja die Miether selbst thun, wenn ihnen der Ofen nicht gefällt. Die Miether ihrerseits wissen, daß ihnen nur zu häufig, wenn sie etwas zur Verbesserung der Wohnung thun, vom Wirth entweder die Miethen gesteigert oder die Wohnung ganz gekündigt wird. So unterbleibt auch ihrerseits meist jede noch so nöthige Reparatur, und sie ruiniren sich für die schwere Miethen noch ihre Gesundheit und verkürzen sich das Leben. Hat sich jedoch erst die Einsicht immer mehr verbreitet, daß es so nicht weitergeht, daß das allgemeine Wohl einen besseren Zustand und eine strengere Controle der Heiz- und Ventilationsvorrichtungen erfordert, so wird die Gesetzgebung und Verwaltung — sei es die jetzige oder eine andere — dieser Forderung, dieser sittlichen Empörung über die schreiende Vernachlässigung des allgemeinen Wohlfins entsprechen müssen. So gut sich die Herren Hausbesitzer haben daran gewöhnen müssen, daß die Behörde sich von der Reinigung ihrer Latrinen überzeugt, werden sie sich auch daran gewöhnen, daß die Heiz- und Ventilationsvorrichtungen ihrer Häuser womöglich noch strenger controlirt werden. Inzwischen entferne Jeder, wo er nur kann, aus freien Stücken die Ofenklappen und Sorge für Anbringung luftdicht schließender Ofenthüren, für gute Verschmierung der Fugen, gute Röhren. Wo es möglich ist, bringe man Doppelfenster oder Doppelscheiben an, welche die Ausstrahlung der Wärme mehr hindern, als sie die Klappe zurückhält, sowie kegelförmige, oben und unten offene Schornsteinauffänge, die das Zurücktreiben des Rauches durch den Wind verhindern. Allen wird das freilich nicht möglich sein; in der heutigen Gesellschaft ist eben ein wirklich gesundes und glückliches Dasein für die Mehrzahl nicht möglich und die besseren Elemente können nichts Besseres thun, als diese Erkenntniß immer weiter verbreiten.

sionen wird streng auf die Beachtung dieser Bestimmung gesehen. Daß es aber Tintenfabrikanten gibt, die dieses heftige Gift jede Woche pfundweise ihrem Fabrikate zusetzen, darum kümmert sich keine Sanitätsbehörde.

## Aus der alten und der neuen Welt.

Hebert (sprich Ebähr), dessen Portrait wir Seite 77 bringen, war ein Haupt der Pariser Commune von 1793 und 1794. Im Jahre 1755 zu Alençon von armen Eltern geboren, erwarb er sich durch außerordentlichen Fleiß, unterstützt von guten Anlagen, einen Schatz von Bildung und Kenntnissen, welcher ihn nach langem Ringen in den Stand setzte, mit Erfolg die journalistische Laufbahn zu betreten. In die Revolution warf er sich mit Feuereifer, jedoch ohne herauscht zu werden. Seine berühmte Zeitung „Père Duchéno“ (spr. Bähr Düschähno) wetteifert mit Marat's „Ami du Peuple“ (spr. Ami dü pöhhpl) und „Journal de la République“ (spr. Schurnall dia Repüblid) in richtiger (wir würden sagen „staatsmännischer“, wenn das Wort nicht durch unsere modernen „Staatsmänner“ in Mißcredit gekommen wäre) in ächt praktischer Auffassung der Verhältnisse. Von ihm hat die Partei der „Hebertisten“ ihren Namen, d. h. die Partei der Revolutionsmänner, welche mit ihm begriffen, daß die Revolution unvollständig sei, wenn sie blos die politischen Formen und nicht auch den sozialen Inhalt der Gesellschaft umgestalte. Kurz, die Hebertisten repräsentirten das sozialistische Element in der französischen Revolution, so weit damals ein solches entwickelt sein konnte. Hebert wurde im Frühjahr 1794 mit den bedeutendsten seiner Mitstreiter von dem fanatischen Kleinbürger Robespierre aufs Schaffot geschickt. Vier Monate später, am 9. Thermidor, folgte ihnen der beschränkte Gesellschafts- und Gottretter aufs Blutgerüst nach. Durch seinen Staatsstreich gegen die Hebertisten hatte er sich selbst den Boden unter den Füßen weggezogen.

Tintoretto am Sterbebett seiner Tochter. (S. d. Bild S. 76.) Auf den Straßen und Plätzen Venedigs herrscht fröhliches Leben. Ueberall ertönen die heiteren Klänge der Musik, welche die lebensfrohe Menge

zum festlichen Reigen einladen. Alle Fenster sind geöffnet und von den geschmückten Balkonen herab schaut der stolze Adel der Lagunenstadt dem bunten Treiben zu. Aber unheimlich für das Auge wirkt das Dunkel eines Hauses zwischen den festlich erleuchteten Palästen. Durch die herabgelassenen Jalousien hindurch dringt nur der matte Strahl einer Ampel, sonst herrscht überall dichte Finsterniß. — Hier waltet tiefe Trauer. Werfen wir einen Blick in das einsame Gemach, das nur spärlich vom Ampelschein erleuchtet ist. Auf dem Pfühl liegt dahingestreckt eine Jungfrau, deren marmorblasse Wangen errathen lassen, daß sie eine Beute des Todes geworden. Wer hatte es geahnt, daß das noch vor kurzem blühende, anmuthige Antlitz sich so schnell entfarben würde, daß die einst so wohlklingende Stimme für immer verstummen sollte! Noch vor wenigen Tagen konnte man sie mit der Palette und dem Griffel sehen, wie sie ein Gemälde voll von Farbenreichtum, reich an Genialität der Erfindung unter Leitung ihres Meisters vollendete. Und wer war dieser Meister? Ihr Vater, der berühmte Tintoretto, unter den Schülern Tizians der besten einer, der durch die Freskenmalerei im Markusdom sich für alle Zeiten (Tintoretto lebte von 1512—1594) ein Denkmal unvergänglichen Ruhms gesetzt hat. Verzweifelt und gebrochenen Herzens kniet er am Todtenbette der heißgeliebten Tochter, die in den Tagen des Kammers sein einziger Trost, in der Zeit des Glücks sein höchster Stolz war.

„Die Wahrheit steckt tief im Brunnen“ — hat Demokritos gesagt, und die Jahrhunderte haben es seufzend wiederholt: aber es ist kein Wunder — wenn man, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlägt. Schopenhauer.